Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Mephisto in der Dorfschule [Schluss]
Autor: Eichenberger, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587787

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Wie könnte er das?"

„Indem er Sie heiratet, meine Schöne. Werden Sie jetzt auch noch Litaneien beten, um ihn nicht zu lieben?"

„Indem er mich heiratet! Aber ist das auch ganz gewiß, gnädige Frau? Er ist reich, und ich bin arm, ärmer als er vielleicht denkt."

Die gute Julie gab nun abermals eine Probe ihrer Ungeschicklichkeit:

„Man darf nie verzagen," sagte sie, ganz erfüllt von ihrer Aufgabe. „Das Gute entsteht manchmal aus dem Bösen. Ich dachte an diese Heirat vom ersten Tag an, an dem ich Euch beisammen sah. Sie kennen Felix nicht. Er ist edel und großmütig, dabei aber überaus schüchtern. Er liebt Sie schon lange leidenschaftlich. Aber er wartete und schwieg; denn er fürchtete, Ihnen zu mißfallen. Ihre Feinde haben mehr zu seinem Entschluß beigetragen, als ich es je imstand gewesen wäre. Als er sah, wie die Ungerechtigkeit, die dumme Bosheit der Welt sich an Sie heranwagten, war er wie umgewandelt."

„Ach ja . . . ." sagte Alexandrine, sehr blaß, mit Thränen in den Augen.

Frau Vernier, die nicht merkte, welche Verwüstungen sie anrichtete, fuhr in ihrem Lobe fort:

„Wie schön und rechtschaffen ist es, wenn ein Mann eine Ehe so uneigennützig schließt! Sie sind ganz eingeschüchtert, arme Kleine. Glückselig, nicht wahr? Umarmen Sie mich, mein Herzchen, und eilen wir zur Großmama, um ihr die gute Nachricht zu überbringen."

Im ersten Augenblick wollte Alexandrine die angebotene Umarmung zurückweisen. Schon öffnete sie den Mund, um die Worte auszusprechen: „Sagen Sie Großmama nichts. Ich will nicht aus Pflicht geheiratet werden, als wäre ich ein armes, gefallenes Geschöpf."

Aber sie dachte an die Welt, die sie wieder aufnehmen würde, an die alte Frau, der sie eine so große Freude bereiten konnte, an die überstandenen Kämpfe, die ruhig dahinfließende Existenz . . . . Und ohne ein Wort zu sagen, ließ sie sich von Frau Vernier ans Herz drücken.

(Fortsetzung folgt).

Mephisto in der Dorfschule.

Von **J. Eichenberger.**

(Schluß).

Immer mehr wußte der „Alte" mich in seine Gewalt zu kriegen, indem er mich, bald durch Ueberredung, bald durch Drohungen zu allerhand Teufeleien, zum Teil ganz boshafter Art, veranlaßte, zu denen ich doch gar nicht aufgelegt war, ja die mir eigentlich im Herzen zuwider waren. Solche Streiche wurden mir nur um so übler vermerkt, als ich bisher für einen ziemlich harmlosen und stillen Jungen gegolten hatte, der nicht leicht ein Wässerlein trübt. Bald war ich denn auch in der ganzen Nachbarschaft als ein heimtückischer Schlingel und Thunichtgut berüchtigt. Am peinlichsten war für mich, daß man meine Mutter, die doch von allem nichts wußte, für meine Thaten verantwortlich machte und sie als warnendes Beispiel aufstellte, wie wenig eine alleinstehende Frau bei aller sonstigen Tüchtigkeit imstande sei, einen Jungen ordentlich im Zaum zu halten. Ich liebte meine Mutter über alles und hielt sie für die beste und ehrenwerteste aller Frauen, und so war für mich der Gedanke, ihr Schande zu machen, eines der schlimmsten Uebel, die ich mir vorstellen konnte. Wenn ich am stillen Abend an ihrer Seite saß, während verschwiegener Gram an meinem Herzen fraß, dachte ich mit Wehmut der schönen Zeiten, da ich noch nichts vor ihr zu verbergen hatte, da ich ihr noch frei ins Auge schauen konnte. Wie lang war das schon her! Und wie war nun alles anders. Wohin war es mit mir gekommen! Dann nahm sie wohl meinen Kopf zwischen ihre Hände und sah mir besorgt ins Gesicht.

„Toni, was hast du nur? Du bist so still und bleich die Zeit her; du wirst mir doch nicht krank werden wollen?"

Dann fiel ich ihr schluchzend um den Hals und hätte so gern all mein Weh vor ihr ausgeschüttet. Aber wie ein Stein stak es mir in der Kehle, und über die Lippen brachte ich kein Wort.

Allein es sollte noch Schlimmeres über mich kommen. Doch bevor ich davon berichten kann, muß ich etwas weiter ausholen.

Im Dorf lebte ein alter Verwandter von uns, ein mehr als achtzigjähriger Junggeselle. Er war mein Pate, und ich nannte ihn Vettergötti. Der kam dann und wann an einem Winterabend zu uns „z'Stubete", um seine alten Glieder an unserem Ofen zu wärmen und mit jemand plaudern zu können. Und er verstand auch zu plaudern, der Alte, daß man ihm gerne zuhörte. Wenn er auch nicht weit in der Welt herumgekommen war, so hatte er doch in seinem langen Leben gar manches gesehen, wovon wir Jungen uns nicht träumen lassen. Wenn er in seiner langsamen, bedächtigen Art so eine alte Geschichte nach der andern hervorzog, dann legte wohl die Mutter den Strickstrumpf beiseite, um besser zuhören zu können, und ich hing mit Andacht an des Alten Lippen. Ich hatte aber noch einen andern Grund, warum ich den Vettergötti so gern kommen sah. Für mich, den jüngsten Sprößling seines Stammes, hatte er eine besondere Zuneigung, und nie erschien er, ohne daß die Tiefen seiner Rocktaschen etwas für mich bargen, eine Hand voll Nüsse, dürre Zwetschen oder Kirschen. Daran knusperte ich dann, während ich neben ihm in der dunklen Ofenecke kauerte.

Der Vettergötti kannte den Stammbaum unseres Geschlechts aufs genauste bis hinauf in seine ältern, schon verdorrten Zweige, und sein alter Kopf enthielt eine ganze Familienchronik, aus der er mit Vorliebe erzählte. Für mich hatte es einen unbeschreiblichen Reiz, Gestalten wieder auftauchen zu sehen, die einst gelebt und gestrebt, gelacht und geweint hatten, als leibhaftige Menschen, die noch dazu mit mir eines Bluts waren, und die doch schon so viele, viele Jahre in den Gräbern moderten.

Mehr als einmal erzählte uns der Vettergötti die unheimliche Geschichte von meinen zwei Großtanten. Die jüngere, Priscilla, war einst seine Braut gewesen, aber jung verstorben; die ältere, Marie Urse, hatte sich nach auswärts verheiratet, war später nach Amerika ausgewandert und hatte nun schon viele Jahre nichts mehr von sich verlauten lassen. Wenn der Vettergötti auf „die Mädchen" zu sprechen kam, dann lebte der alte Mann ordentlich auf, sein Mund wurde beredter als sonst, und seine trüben Augen erhellte ein Schimmer jugendlichen Feuers. Schön waren sie gewesen, die Mädchen. Und wie! Landauf, landab fand man ihnen keinen Gespanen. Priscilla mit blonden Locken und blauen Augen, Marie Urse mit nußbraunem Haar und dunklen Augen; beide mit Wangen wie Apfelblüten. So lebten die Mädchen in Vettergöttis Erinnerung, und gern labte er sein altes Herz an ihrem Bild.

Und dabei waren beide so brav und fromm — fast nur zu fromm — und gingen trotz ihrer Jugend und Schönheit lieber zur Kirche als zum Tanz. „Ach ja," pflegte der Vettergötti, wenn er darauf kam, nachdenklich zu sagen, „man sollte es nicht glauben, und doch scheint es, leider Gottes, so: gerade wo die Frömmigkeit gar so überaus groß ist, da legt der

leidige Teufel mit Vorliebe ein Ei hinein, daß er Unheil stifte. Und gelingt es ihm, so ist sein Triumph doppelt groß. So auch hier."

Es war am Allerseelentag. Die Mädchen gingen zur Kirche. Sie gingen Hand in Hand wie gewohnt. Vor der Kirchenpforte wurden sie von einem schwarzen, unheimlichen Weib angerannt. Das durchbohrte sie mit einem bösen Blick' trennte rauhen Griffes ihre Hände und schoß zwischen ihnen hindurch. Erschrocken bekreuzten sich die Schwestern und betraten das Gotteshaus.

Das schwarze Weib war die Geigertheres, sozusagen noch eine Verwandte zu den Mädchen. Zu Napoleons Zeiten nämlich war ein junger Vetter zum Soldaten gepreßt worden. Nach Jahren, als er längst für verschollen gegolten, war er wieder heimgekehrt mit diesem fremden Weib. Aus Spanien hatte er sie mitgebracht. Sie soll damals sehr schön gewesen sein, aber doch wieder so ganz anders, als was man hierzuland schön nennt. Auch soll sie kostbare Kleider mitgebracht haben, so daß man annahm, sie müsse aus gutem Haus gewesen sein. Aber die Verwandtschaft verhielt sich von Anfang an ablehnend gegen die Fremde, und es gelang dieser nicht, sich mit den Leuten des Dorfes in ein freundliches Verhältnis zu setzen. Als darauf der Geigertoni, ihr Mann, plötzlich hinwegstarb, stand sie ganz vereinsamt und verarmt. Von vielen verfolgt und beschimpft, von den meisten gescheut und gemieden, fristete sie seitdem ein jämmerliches, verbittertes Dasein, und so hatte sie der Vettergötti gekannt. Sie war auch nichts weniger mehr als schön. Ihre Züge waren scharf und hart geworden, Nase und Kinn traten stark vor, aus dem dunkelbraunen Gesicht blitzten zwei tiefe, stechende Augen, und unter dem scharlachroten Kopftuch hervor hingen rabenschwarze Strähnen tief über die Stirn. Anfänglich hatte sie kein Wort deutsch verstanden; sie lernte es auch in der Folge nur höchst unvollkommen. Am geläufigsten noch wurde ihr eine ziemlich reiche Auswahl von Schmähungen und Schimpfwörtern. Ihr ganzes Thun und Wesen blieb den Einheimischen ein Rätsel. Man sah sie Dinge verrichten, die niemand verstand; sie tauchte oft plötzlich an Orten auf, wo man sie nicht vermutete. Kurz, die Geigertheres galt bald allgemein für eine Hexe und für eine der schlimmern obendrein.

Der Vettergötti wagte zwar nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden, ob das seltsame Weib wirklich zu dieser höchst verworfenen und gefährlichen Menschengattung gehört hatte; aber nach dem, was geschehen war und was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, mußte er es fast glauben.

Nach der Begegnung mit dem unheimlichen Weib wohnten die Mädchen dem Gottesdienst in der Kirche bei. Allein es war ihnen heute unmöglich, ihren Geist zu einem andächtigen Gebet zu sammeln. Der Ton der Orgel, die Stimme des Priesters kamen ihnen vor wie sinnloser Schall aus weiter Ferne. Eine qualvolle Unruhe bemächtigte sich ihrer, und als am Schluß der Priester mit dem Weihwedel kam, um der andächtigen Gemeinde den Segen zu spenden, flohen beide hinaus wie vor einer unreinen Berührung. Draußen auf dem Kirchhof fiel ihr erster Blick auf die Geigertheres, die auf dem Grab ihres Mannes sich zu schaffen machte. Da überkam beide zugleich eine furchtbare Raserei, daß sie über das Weib herfielen, sie an den Haaren zu Boden zerrten und auf sie einhieben mit ausgerissenen Grabkreuzen. Großes Aufsehen und Aergernis entstand. Den Rasenden mußte ihr Opfer mit Gewalt entrissen werden, daß sie es nicht völlig umbrachten. Ein halbes Dutzend starke Männer hatten vollauf mit den Mädchen zu schaffen, um sie zu bändigen und nach Hause zu bringen. Der Dorfdoktor wurde geholt. Der ließ den Mädchen zur Ader. Der Priscilla zapfte er soviel Blut ab, daß sie in Ohnmacht fiel und stundenlang wie leblos dalag. Doch das Mittel half nicht. Marie Urse raste wie zuvor, und auch Priscilla, als sie nur halbwegs wieder bei Kräften war, fiel in den alten Zustand zurück.

Da fingen denn die Leute an, die Köpfe zu schütteln und im Geheimen allerlei zu munkeln. Sicherlich waren die Mädchen vom Bösen besessen; dafür sprachen ja die untrüglichsten Zeichen. Das unselige Haus ward gemieden, und die Leute bekreuzten sich, wenn sie daran vorübergingen. Viele blieben aber gleichwohl auf der Straße stehen, schauten neugierig zu den Fenstern hinein und horchten auf das Toben der beiden Besessenen.

Nur Priscillas Bräutigam ließ sich nicht abhalten, die Geliebte zu besuchen und ihren Angehörigen beizustehen. „Ach ja, das war eine Not und ein Jammer damals," erzählte der Vettergötti. „In unserer Herzensangst wußten wir keinen bessern Rat, als wir verlegten uns aufs Beten. Auch die Mädchen wollten wir dazu anhalten; doch ihnen verdrehte sich das Gebet auf den Lippen zu unsinnigem Geplapper oder gar zu lästerlichen und unflätigen Reden. In die Seele schnitt es mir, wenn ich meine Priscilla, das fromme und sittsame Kind, dergleichen Worte ausstoßen hörte. Mehr als einmal mußte ich hinaus aus der Kammer, weil ich's nicht länger mitansehen konnte und weil ich die Thränen verbergen wollte."

Da gab der Pfarrer den Rat, man solle sich an die Väter Kapuziner wenden. Christen, mein Großvater, der Bruder der Mädchen, machte sich zusammen mit dem Vettergötti auf den Weg nach dem Kapuzinerkloster. Sie trugen dem würdigen Prior ihr Anliegen einläßlich vor. Der gab ihnen ein kleines schwarzes Buch nebst einem in lateinischer Sprache beschriebenen Zettel. Den letztern sollte man bei der Schlafkammer der Mädchen unter die Thürschwelle legen. Dazu sollten aus dem Buch gewisse, vom Prior bezeichnete Gebete laut vorgelesen und von allen Angehörigen nachgesprochen werden.

Man that genau nach Vorschrift, und das Mittel wirkte denn auch in überraschender Weise. Es müssen dabei ganz außerordentliche und unheimliche Dinge vorgefallen sein. Zwar trat der Vettergötti niemals auf Einzelheiten ein, sondern beschränkte sich stets nur auf allgemeine Andeutungen. Ich habe Grund zu glauben, daß er nur in Rücksicht auf meine Gegenwart sich solcher Zurückhaltung befliß. Aber seine Mienen und der Ton seiner Stimme waren dabei so ernst und vielsagend, daß meiner Phantasie ein weiter Spielraum blieb, um mir die abenteuerlichsten Dinge auszumalen. Schlag Mitternacht gings an, und um drei Uhr morgens wars vorüber. Da lagen die zwei armen Mädchen in todähnlicher Ermattung. Erst vom dritten Tag an begannen sie sich langsam zu erholen.

Beiden aber war der harmlose Jugendfrohsinn auf immer verloren. Sie glichen zwei zarten Frühblumen, die ein rauher Frost versehrt hatte. Marie Urse litt von da ab an Nervenzuckungen, die ihr liebliches Angesicht entstellten, und Priscilla hatte erst recht keine gesunde Stunde mehr. In der Blüte ihrer Jahre welkte sie dahin, und ehe der Kuckuck wieder rief, trug man sie zu Grabe. Für den Vettergötti war das der herbste Schmerz seines Lebens. Er hat für seine Priscilla niemals einen Ersatz gefunden und ist sein Lebtag unbeweibt geblieben.

Und das alles hatte sich in unserm Haus begeben. Im Hintergaden, wo nun mein Bett stand, hatten die Mädchen ihre Kammer gehabt. Noch lag das geheimnisvolle Schriftstück vom Pater Kapuziner unter der Thürschwelle. Der Vettergötti selber hatte es dort verwahrt, und ich ging täglich darüber aus und ein.

Bald wußte auch der „Alte" um alles; konnte ich doch längst kein Geheimnis mehr vor ihm bewahren. Die ganze Geschichte schien ihn indessen wenig zu interessieren; nur der Brief von den Kapuzinern erregte seine Aufmerksamkeit. Und eines Tages trat er mit einer Zumutung an mich heran, die mich bis ins Innerste erschreckte. Der „Alte" wollte den Brief haben. Ich sollte ihn, gleichviel auf welche Art, unter der Thürschwelle hervorholen und ihm ausliefern. Mir graute vor solchem Unterfangen, weil ich es für einen Frevel hielt, der der schwersten göttlichen Strafe gewiß war. Ich sträubte mich verzweifelt, solang ich konnte, suchte Ausflüchte und flehte endlich den „Alten" unter Thränen an, mich doch nur damit in Ruhe zu lassen. Bei alldem aber hatte ich von Anfang an das Bewußtsein, daß ich ihm schließlich doch würde willfahren müssen. Ich weiß nicht, ob es nur eine Sage ist, was die Landleute von der giftigen Kupferschlange erzählen, die noch hie und da in unsern Bergwäldern getroffen wird, sie vermöge nämlich mit dem bloßen Blick ihrer Augen ein Mäuslein oder einen Vogel derart zu bannen, daß sie ihr, wenn auch schreiend und zitternd vor Todesangst, in den geöffneten Rachen laufen müssen. Daß aber der „Alte" über mich eine ähnliche Macht übte, das fühlte ich nur zu wohl. Er brauchte nur den stieren, glotzenden Blick seiner grauen Augen auf mich zu heften und das lange Register meiner Sünden an seinen Fingern herzuzählen, so war es um meine ganze Willenskraft samt meinem armen kleinen Verstand geschehen, und ich mußte

thun, was er von mir verlangte. Der „Alte“ blieb auch diesmal unerbittlich wie immer und hatte für meine Herzensnot nichts als Hohn.

So machte ich mich denn eines stillen Sonntagnachmittags, als die Mutter ausgegangen und ich allein im Haus war, ans unselige Werk. Zunächst unterzog ich die Schwelle meiner Schlafkammer einer genauern Untersuchung und entdeckte bald, daß über den eichenen Schwellenbalken ein etwa anderthalb Zoll dickes Brett genagelt war. Darunter mußte ohne Zweifel der Brief liegen. Ich holte Hammer und Stemmeisen herbei. Letzteres trieb ich in die fast unmerkliche Fuge zwischen den beiden Hölzern. Unheimlich dumpf hallten die Hammerschläge durch das stille Haus, daß ich manchmal innehielt, als hätte mir jemand warnend zugerufen. Wenn eine Maus, von dem ungewohnten Gepolter aufgeschreckt, hinter dem Getäfel raschelte, oder wenn ein Stück Kalk infolge des Klopfens von der Wand herunterfiel, fuhr ich jedesmal zusammen, und die Werkzeuge entfielen meinen bebenden Händen. Endlich hatte sich die Ritze so erweitert, daß ich eine Messerklinge hineinschieben konnte. Mittelst dieser gelang es mir, ein grauweißes, an den Rändern vergilbtes Blatt Papier zu Tage zu fördern. Es war kunstgerecht in einander gefaltet, nach Art, wie man früher, da die Umschläge noch nicht in Gebrauch waren, die Briefe faltete. Nur mit Mühe konnte ich es mit meinen zitternden Händen öffnen. An den Falten war es infolge der vieljährigen Pressung beinahe gebrochen. Auf dem Blatt standen nur wenige, mit verblichener Tinte geschriebene Zeilen, die ich jedoch nicht lesen konnte.

Als ich das gelockerte Brett mit Hilfe des Hammers wieder an die Schwelle getrieben und auch sonst die Spuren meiner That sorgfältig getilgt hatte, überbrachte ich das Schriftstück unverzüglich dem „Alten“, der darüber große Genugthuung zeigte und mich gnädigst belobte.

Ich habe niemals erfahren, was er mit dem Brief angefangen hat, ob er aus bloßer Neugier so eifrig nach dessen Besitz gestrebt hatte, oder ob er ihn zu einem besondern Zweck zu gebrauchen hoffte. Es war nicht des „Alten“ Art, mich zu tief in sein Thun und Treiben blicken zu lassen, so viel er auch mit mir verkehrte.

O wie haßte und verabscheute ich jetzt diesen Menschen, der mich in seinem unseligen Bann hielt, der mir mein harmloses Leben vergällt, mein ruhiges Gewissen geraubt und nun auch meine Seele ins Verderben gestürzt hatte. Denn ich war fest davon überzeugt, daß ich einen unsühnbaren Fluch auf mich geladen hatte, indem durch mich ein böser Geist entfesselt und die Seelenruhe Abgestorbener gestört worden war. Dafür gab es nur eine Strafe: ewige Verdammnis und Höllenpein.

Von Stund an hatte ich immerwährend das Gefühl, als ob etwas Drohendes mich auf Schritt und Tritt verfolge. Beim Lernen in der Schule, bei der Arbeit zu Hause, beim Gottesdienst in der Kirche, überall schwebte ein Dunkles, Furchtbares über mir, wie ein Schatten, und im Schlaf umgaukelten mich gräßliche Traumbilder, bis ich am Morgen, in Thränen und Angstschweiß gebadet, erwachte.

Als ich am Abend nach meiner That mich zu Bett legte und eben mein Nachtgebet verrichten wollte, war mir auf einmal, als öffnete sich die Thür. Ueber die Schwelle trat Priscillas rührende Gestalt, angethan mit einem weißen Kleid. Lautlos schwebte sie an meinem Bett vorüber, indem sie einen unsäglich schmerzlichen, vorwurfsvollen Blick auf mich heftete. Schaudernd schloß ich die Augen. Als ich sie wieder zu öffnen wagte, stand die schwarze Hexe, die Geigertheres, an meinem Bett. Sie stand über mich gebeugt, und bläuliche Schwefelflammen züngelten ihr aus Augen, Mund und Nase, während sie mich höhnisch angrinste. Ich stieß einen lauten Angstschrei aus, daß die Mutter erwachte und herbeieilte. Bis ich eingeschlafen war, durfte sie nicht von meiner Seite weichen.

Als sich das in den folgenden Nächten wiederholte, schlugen wir mein Bett in der Kammer der Mutter neben dem ihrigen auf. Wenn mich auch dann wieder die Spukgestalten schrecken wollten, streckte die Mutter ihren Arm zu mir herüber. Nur wenn ich ihre treue Hand in der meinen fühlte, konnte ich den Schlaf finden.

Die Mutter beriet sich darauf wegen meines Zustands mit einem Arzt, der mir ein Mittel verordnete, — ich glaube, gegen Eingeweidewürmer, das aber keine Besserung schaffte.

In der nun folgenden Zeit grübelte ich in all meiner Einfalt unablässig über Fragen nach, z. B. den Zustand des Menschen nach dem Tod und die Vergeltung im Jenseits betreffend. Was wartete meiner? Ich kannte Gott nur als den strengen und eifrigen Gott, der ganz und gar nicht mit sich spaßen ließ. Für meine Sünde — das stand mir fest — gab es keine Gnade. Ich machte auch an mir selber eine auffallende Beobachtung. So oft auf den lieben Gott und das Himmelreich die Rede kam, ging mir ein Stich durchs Herz, und ich zitterte und erblaßte. Einen wahren Widerwillen fühlte ich gegen alles Göttliche und Heilige, gereichte es mir doch nur zum Fluch. Wie ein Dämon regte es sich in mir und reizte mich, daß ich manchmal in Gedanken oder auch in leise geflüsterten Worten die unsinnigsten Lästerungen und Flüche gegen das Heiligste ausstieß. Was half es, daß ich schon im nächsten Augenblick die Worte zurücknahm und unter heißem Flehen Abbitte that? Es war, wie wenn zwei feindliche Seelen in meiner Brust wohnten. Hatte der böse Geist, den ich entfesselt, nun von mir Besitz genommen?

Und auf der weiten Welt nicht eine Seele, die sich meiner angenommen hätte! Denn die Mutter, die einzige, die mich hätte aufrichten können, wußte von nichts, und eher hätte ich das Schlimmste über mich ergehen lassen, als ihr mein Geheimnis verraten. Der „Alte“ aber, der allein um alles wußte, hatte für meine Seelennot weder Verständnis noch Mitleid und war boshaft genug, mich in dem Glauben, daß ich ein rechter Höllenbraten sei, weidlich zu bestärken.

Noch entsinne ich mich des geringfügigen Umstands, daß um diese Zeit die Mutter einen neuen Kalender kaufte. Darin stand, als Illustration zu einer Sage, eine Abbildung, die ich in diesen Tagen oft stundenlang betrachten mußte. Auf dem Ast eines Lindenbaums hockte ein grausig dürrbeiniges Gespenst und spielte im Schein des Vollmonds auf einer Fiedel. Wenn ich dann so dasaß, in mich zusammengekauert, mit grausam selbstquälerischem Interesse in den unheimlichen Anblick vertieft, kam es mir manchmal vor, als wäre das Kalenderblatt ein Spiegel und ich sähe darin mein eignes Bild. Es bedurfte jedesmal einer besondern Ueberlegung, um mich zu überzeugen, daß ich kein Gespenst, sondern ein wirklicher Mensch aus Fleisch und Blut war.

Monate lang, bis gegen den Frühling dauerte dies elende Leben. Wenn auch je einmal der natürliche, leichte Jugendsinn den Nebel meiner trüben Gedanken durchbrechen wollte, immer wieder kam es über mich wie ein Wolkenschatten und mahnte mich an meine Schuld. Wie konnte ich eines Daseins froh werden, dem doch über kurz oder lang unabwendbar ewiges Verderben folgte? Ich fing an, mein Leben zu verachten und mir den Tod zu wünschen. Mochte es doch lieber gleich kommen, das Unbekannte, Gefürchtete! —

Es war an einem Sonntagmorgen mitten in der trüben Fastenzeit. Ein Föhnsturm hatte die Nacht durch getobt, als wollte er die Natur in ihren Grundfesten aufrütteln. Nun hatte er sich gelegt. Aber noch waren überall seine Spuren zu sehen. Noch jagten sich die Wolken in hastender Eile; noch zitterten die Wälder und atmeten schwer, gleich Menschen nach einem Fieberanfall. Zwischen Erde und Himmel zitterte ein eigentümlich fahles Licht; die Lücken im Gewölk zeigten beinahe violette Färbung. Die dunklen Berge mit den weißen Schneeflecken in den Schründen schienen über Nacht näher zusammengerückt zu sein, und von ihren Flanken stürzten sich die Bäche unter mächtigem Rauschen.

Ich war auf dem Weg zur Kirche. Die Glocken riefen so laut und feierlich ringsher aus den Dörfern. Aber jeder Schlag drang mir wie ein Stich durch die Brust. Wie vieler Tausend Herzen trugen jetzt diese Klänge aus dem Staub des Alltags empor zu ihrem Gott, zu ihrem Vater! Für mich allein hatten sie keinen Trost; mir allein predigten sie nur von Sünde und Strafe; für mich allein wohnte da droben kein gütiger Vater, nur ein unerbittlicher Richter.

Nein, heute war mir's unmöglich, zur Kirche zu gehen. Wozu sollte ich noch das Haus dessen betreten, der mich verstieß? Ich wandte mich abseits und wanderte, ohne meines Wegs zu achten, querfeldein.

Ich weiß nicht, wie lang ich planlos auf den kahlen, aufgeweichten Feldern herumgeirrt war, als ich auf einmal am Rand des einsamen Dorfteichs stand. Da hielt ich an und starrte in die gelben Fluten. Ein matter Wind kräuselte die Oberfläche.

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke: Hinaus aus der unerträglichen Qual! Fort aus dem Leben! Mag nachher kommen, was will! Da unten ist Ruhe und Vergessen.

Ich dachte an mein ungetrübtes Dasein von ehedem und an die Mutter. Welch ein Leid wollte ich ihr anthun! Ich wandte mich um, streckte die Arme aus nach unserm lieben Heim und schluchzte laut auf: „Mutterli, Mutterli, leb wohl und sei mir nicht gram! Ich kann nicht mehr leben!"

Eine alte Pappel stand hart am Wasser und streckte eine nackte Wurzel über den Rand hinaus. Ich setzte mich auf den Wurzelarm, der sich unter meiner Last knarrend beugte. Eiskalt umspielte das Wasser meine Füße und Schenkel. Ich schauderte an Leib und Seele.

Da saß ich denn mitten in einer kahlen, trostlosen Einöde, allein mit meinen schwarzen Gedanken — wie ein Gespenst — wie der Lindengeiger auf seinem Ast.

Plötzlich fühlte ich mich am Rockkragen gepackt und mit einem Ruck ans Land gezogen. Es war der Schulmeister. Wie ich später erfuhr, hatte der Gute schon eine Zeit lang mein verändertes Wesen im Stillen beobachtet. So war er mir denn auch heute nachgegangen, als er mich in so auffallender Weise von meinem Kirchenweg abirren sah. Ein verzweifeltes Ringen entspann sich zwischen uns. Der alte Mann mußte alle seine Kräfte aufbieten, um mich festzuhalten. Es war in gewissem Sinn ein Ringen auf Leben und Tod; denn war vorher mein Entschluß vielleicht noch schwankend gewesen, jetzt hätte ich mich ganz sicher ins Wasser gestürzt, wenn ich mich hätte befreien können. Zu Tod erschöpft brach ich endlich zusammen.

Wie mich der Alte nach Haus brachte und was darauf geschah, weiß ich nicht; denn ich lag mehrere Tage in starken Fiebern, so daß man für mein Leben bangte. Dann aber folgte ein überaus froher Tag, der in meiner Erinnerung leuchtet wie ein freundlicher Stern. In sanfter, schmerzloser Ermattung lag ich in meinem Bett. Hell und warm schien die Sonne zu mir herein. Neben mir saß die Mutter, und ich hielt ihre Hand. Unter lindernden Thränen beichtete ich ihr alles von Anfang an. Doch siehe, was ich so sehr gefürchtet, trat nicht ein. Sie wandte sich nicht schaudernd von mir ab. Nur hie und da murmelte sie vor sich hin: „Armer, dummer Bub!" und strich mir mit der Hand liebkosend übers Haar. Und wie ich zu Ende war, that ich die bange Frage: „Mutterli, muß ich denn wirklich in die Hölle? Kann ich nicht mehr selig werden?"

Da beugte sie sich über mich und küßte mich auf den Mund und küßte mir die Thränen von den Augen, und in den ihrigen sah ich einen feuchten Glanz. Dann aber nahm sie wieder an meiner Seite Platz, und mit klugen, milden Worten wußte sie all meine Sorgen und meine Angst zu zerstreuen. Sie erzählte mir lang vom lieben Gott und stellte mir klar vor Augen, welch eine verkehrte und ungereimte Vorstellung ich von ihm und seinem Walten gehabt hatte, wie er viel zu gütig und weise sei, um nach so kleinlichem Maßstab Seligkeit und Verdammnis zuzumessen, wie die Seelen der Abgestorbenen so wohl geborgen seien, daß es nicht in der Menschen Macht liege, ihre Ruhe zu stören.

So redete sie mir liebreich und verständig zu, und ihre Worte flossen mir ins Herz wie Balsam. Es kam mir endlich selber verwunderlich vor, wie ich mich nur so sehr hatte ängstigen können. Nun war ich wieder mit dem lieben Gott ausgesöhnt und fühlte mich in seiner und der Mutter Liebe wieder so lind und warm gebettet wie nur je zuvor; und ich hatte den lieben Gott schier selber lieb aus lauter Dankbarkeit, daß er nur nicht so schlimm war, wie ich gefürchtet. —

So brachten denn die ersten Tage des Lenzes auch mir nach langer Trübsal ein neues Leben.

Das bessere Land.

„Während der mailändischen Kriege," erzählt ein vergessenes Büchlein, „da die Eidgenossen sich einen großen Ruhm erwarben und auch vier Vogteien zur Rekompenz bekamen, war einmal eine Konferenz der eidgenössischen Gesandten, und als der Herzog (von Mailand) sie in seinem Palast traktierte, und man die Kollation oder den Nachtisch aufgetragen, der zum Teil aus Feigen und andern herrlichen Landesfrüchten bestand, sagte der Herzog: ‚Diese Früchte haben wir hier alle Jahre zweimal.' Da ließ ein redlicher Eidgenoß durch seinen Diener einen schönen Käs holen, den er von Haus mitgenommen, und der hochansehnlichen Tischgesellschaft auftragen, wobei er sagte: ‚Und dergleichen Früchte haben wir bei uns alle Tage zweimal!' Es ist auch wahr, daß viele Bauern und Küher alle Morgen und alle Abend einen Käs machen."

Humoristisches.

Zu nebenstehendem Bild.

Lehrerin (in der Religionsstunde): „Also was gab die Schlange der Eva?"

Ernst: „Einen Apfel! — Und dann eßte die Eva den Apfel."

Lehrerin: „Du mußt aber sagen: aß."

Ernst: „Und dann eßte das Aas den Apfel."